

Israelitischer Friedhof in Ansbach ist Mahnmal, Erinnerung und Appell zugleich

Von 1817 bis 1938 wurden 652 Bestattungen registriert — Noch heute besuchen Nachfahren aus aller Welt die Grabstätten



Viele schöne, alte Grabmale stehen auf dem Ansbacher Judenfriedhof. Diese beiden stammen vom Ende des 19. Jahrhunderts.

Ansbach. Ganz im stillen wurde in diesen Monaten eine alte Ansbacher Einrichtung 160 Jahre alt: Der israelitische Friedhof im Rügländer Viertel. Über viele Jahrzehnte gehörte der Gottesacker zum festen Bestandteil jüdischen Gemeindelebens in der Residenzstadt und im Bereich darüber hinaus. Dann machten politische Verbrecher den Friedhof dem Erdboden gleich. Heute ist das Areal mit seinen teilweise sehr schönen, alten Grabsteinen ein Denkmal, zu dem nur in Ausnahmefällen Zutritt besteht; wenn Besucher aus fernen Ländern kommen beispielsweise, um die Gräber ihrer Vorfahren zu besuchen — oder wenn — illegal selbstverständlich — Wohlstandsbürger unserer Zeit den Friedhof auf ihre Weise schänden, indem sie alte Autoreifen dort abladen.

In den Jahren 1817/18 wurde — so geht aus alten Unterlagen der Stadt hervor — der „Judenfriedhof“ oder das „Judenbegräbnis“ an der Rügländer Straße, damals weit vor den Toren Ansbachs gelegen, eingerichtet. Der Gottesacker war neben der Synagoge einer der Mittelpunkte des jüdischen Gemeindelebens in der Residenzstadt. 652 Beerdigungen wurden in dieser Zeit gezählt. Bestattet wurden — bis 1938 — verstorbene Juden aus Ansbach und der gesamten Umgebung, aber auch aus anderen Teilen Bayerns. Leichname wurden sogar aus München und Nürnberg hierher übergeführt.

Die alten Grabsteine, teilweise schlicht-schön gestaltet, in hebräischer, aber auch in lateinischer Schrift, haben einiges zu erzählen. Lazarus Rosenfeld, Samuel Steiner, Josef Sternberg, sie ruhen dort seit Jahrzehnten: „verstorben 1873“, „gestorben 1864“ — ein Hort des Friedens.

Gestört wurde dieser Friede von den politischen Verbrechern des Dritten Reiches, den Nazis. Sie ließen im Jahre 1938 den Gottesacker dem Erdboden gleichmachen, die Leichenhalle wurde zerstört, die alte Sandsteinmauer, die Grabmale verschwanden.

75 der steinernen Zeugen allerdings überlebten den Krieg in einem Lager auf dem Güterbahnhof. Sie wurden bereits 1945 auf Geheiß der Militärregierung wieder aufgestellt. Zu den Arbeiten wurden von der Verwaltung zehn ehemalige Mitglieder der NSDAP herangezogen. Es dauerte allerdings noch lange, bis der



Ein Bild des Friedens vom israelitischen Friedhof in Ansbach. Nicht immer in der 160jährigen Geschichte des Gottesackers gönnte man den Toten — wie jetzt — Ruhe.

Friedhof sein heutiges Gesicht hatte. Mangel an Sandsteinen machten den Wiederaufbau der Umgrenzungsmauer in den Jahren vor der Währungsreform unmöglich. Das Steinmaterial, aus dem die Mauer des Gottesackers und die ehemalige Leichenhalle bestanden hatten, war von den Nazis bei anderen Bauvorhaben verwendet worden.

1950 endlich konnte der Friedhof im Beisein zahlreicher Ehrengäste eingeweiht werden. Doch Ruhe ließ man den Toten auf Ansbachs „Judenbegräbnis“ immer noch nicht: Nachdem bereits 1948 Unbelehrbare zahlreiche der wieder errichteten Grabsteine umgeworfen hatten, wurde der Gottesacker 1950 und 1953 erneut geschändet. In den folgenden Jahren kehrte dann endlich der ersehnte Friede ein. Um den Friedhof herum allerdings wurde es lebendig. Das Rügländer Viertel entstand. Der Gottesacker, einst weit an der Peripherie, liegt seitdem inmitten des Ansbacher Häusermeers, als Denkmal, als Stätte der Mahnung.

Die Tore des Friedhofes sind schon lange verschlossen, zum Schutz der Anlage. Nur wenige Male im Jahr werden sie geöffnet: Wenn die Arbeiter der Stadt die Wiesen pflegen oder



Nur ab und zu werden die Friedhofstore geöffnet, wenn beispielsweise städtische Arbeiter die Wiese pflegen, die den gesamten Gottesacker überdeckt. Fotos: Rach



wenn Angehörige Gräber besuchen wollen. „Die Leute kommen oft sogar aus den USA oder aus Kanada, um an den Gräbern Steine niederzulegen“, weiß Karl-Heinz Franzke, der Leiter des für den Friedhof zuständigen Tiefbauamts zu berichten.

Mit den Steinen auf den Gräbern hat es in den vergangenen Jahren mehrmals Mißverständnisse gegeben. Die städtischen Arbeiter, die nicht wußten, daß auf jüdischen Gräbern Steine statt Blumen niedergelegt werden, räumten sie auf, schimpfend auf unvernünftige Zeitgenossen, die Felsbrocken in die insgesamt gut gepflegte Friedhofsanlage tragen.

Ein Mißverständnis, wie erwähnt. „Bodenlos“ (ein städtischer Arbeiter), ist allerdings das Verhalten von anderen Menschen, die immer wieder einmal den Gottesacker als Müllhalde betrachten und kurzerhand ihren Wohlstandsreck über die Mauer werfen: Friedhofsschändung unserer Tage, Unbedachtheit. Und dennoch entstehen — allein auch schon durch die Existenz der Anlage — Gedankenverbindungen zu den schlimmeren Schändungen vor 40 Jahren. Solche Assoziationen zu wecken an das Schicksal der Nachfahren derer, die dort draußen im Rügländer Viertel begraben liegen, ist der Sinn des Bestandes der Friedhofsanlage in dieser unbeständigen Zeit. Der israelitische Friedhof ist das vielleicht bedeutendste Mahnmahl dieser Stadt, Erinnerung und Appell zugleich. Ulrich R a c h